

Bernhard Hüttenegger
Meine Mutter, meine Sprache
Roman



www.editionkeiper.at

© edition keiper, Graz 2020

1. Auflage März 2020

literatur nr. 118

Cover, Layout und Satz: textzentrum graz

Coverfoto: Anita Keiper

Autorenfoto: Karl Baumgartner

Druck: Totem

ISBN 978-3-903144-41-5



Bernhard Hüttenegger

Meine Mutter, meine Sprache

Roman

Die Lagune

Der Himmel über der Lagune ist eine übermächtige Kuppel; bedeckt von Wolken in wechselnden Grautönen, gesprenkelt von lichtblauen Flecken, Wolkenfenstern, die sich da oder dort öffnen.

Vorbei gleiten die flachen Inseln, Wiesen im Wasser, Land, das entweder aufzutauchen oder abzusinken scheint; von amphibischem Charakter ist die Lagune. Die Inseln, *barene* genannt, sind von Wasser durchsetzt, das Meer ist von Land durchwachsen.

Auf den hölzernen Richtungspfählen, den *briccole*, hocken Möwen; gelbschwarze Hinweisschilder, TRIESTE–VENEZIA–GRADO, regeln den Verkehr in den Kanälen, den tieferen Fahrrinnen im flachen Wasser.

Entsprechend den Gezeiten zeigen sich helle Sandbänke, sie tauchen auf aus dem milchig-grünen Wasser, von schütterem Binsengras bewachsen, teilhabend an der immerwährenden Wandlung von Wasser in Land, von Land in Wasser, überwölkt von dem sich auf der Meeresoberfläche spiegelnden Himmelsgemälde, dem rascheren Wechselspiel des Lichts.

Die erste Schilfhütte, steuerbord; diese Schilfhütten, *casoni* genannt, einst Unterkünfte der Fischer, sind typisch für den westlichen Teil der Lagune; mit ihrem zeltförmigen, schilfgedeckten Dach, welches fast auf den Boden reicht, und den schilfverkleideten Holzwänden. Sträucher umstehen als Windschutz den Unterschlupf, eine Veranda, ein Nebengebäude, ein Speicher auf Stelzen sowie eine Anlegestelle sind im Vorbeifahren wahrzunehmen. Die meisten Casoni wurden restauriert, um sie als Freizeitquartiere zu nutzen.

»Wo gehen wir denn hin?«

»Immer nach Hause.«

Novalis

Insel um Insel gleitet vorbei, Sandbank um Sandbank, die Wiederholung macht eine detaillierte Betrachtung möglich. Das Ufer der flachen Wiesenflecken im Wasser ist meist mit Steinblöcken gesichert, doch stellenweise bilden sich Sandbuchten, in denen Stelzvögel staksen. Wieder weiß man nicht, ist es der Beginn der Verlandung oder wächst die Insel aus dem Wasser. Denn das Spiel zwischen Wasser und Land, ein amphibisches Duell, ist stets im Gange, seit alters her. Aufgrund der Bodensenkung, nachweisbar seit der Römerzeit, sind Klöster, Kirchen, ganze Dörfer der Laguneninseln versunken; Amphoren und Marmordenkmäler auf dem Grund sind historische Beweise.

Inmitten der Festlandreste im Wasser sind kleine Brackwasserteiche auszumachen, im Vorbeifahren, ebenfalls Biotope für Vögel. Je nach Ort und Strömung wechselt die Vegetation. Die schütterten Wiesen, die von Wasser durchsetzten Grassoden wachsen sich zu Gebüsch aus, meist grauem Tamariskengesträuch, dessen Wurzeln das Ufer, an denen das Meer nagt, befestigen. Das Gesträuch wiederum erhebt sich anderswo zu Bäumen, bildet kleine Wäldchen, und die Binnenteiche sind gesäumt von schwefelgelben Algenblüten. Schaumgekrönte Tangknäuel treiben schaukelnd auf den Wellen.

Auf halbversunkenen Barenen oder im Flachwasser werden Netzzäune sichtbar, bezeugend die traditionelle Methode der Zaunfischerei; Lagunenkanäle, Wasserrinnen werden vor dem Eintritt der Flut abgesperrt, die sich verfangenden Fische in Garnsäcken eingesammelt.

Hebt man den Blick, löst man sich von diesem Wasser-Land-Wechsel-und-Wandel-Spiel, selbst in Bewegung, selbst ein Teil davon, Mitspieler im Werden und Vergehen, erkennt man über der dunklen Horizontsilhouette – Baum-

reihen auf der die Lagune vom offenen Meer trennenden Inselbarriere – einen Silberstreifen und einen sich öffnenden Spalt in der wieder dichter gewordenen Wolkendecke.

Das Meer, im Widerschein des Himmels, ist anthrazitfarben, nur die lichtblauen Wolkenfenster hatten es stellenweise smaragdgrün aufleuchten lassen.

Wieder und wieder fuhr ich in die Lagune hinaus.

Vor Jahren hatte ich den Vorsatz gefaßt, weiß Gott, aufgrund welcher Eingebung, an die Obere Adria zu fahren, wenn die Mutter einmal nicht mehr sein sollte.

Als ich forsch das Foyer des Drei-Stern-Hotels, direkt am Alten Hafen, betrat, meinen Rucksack in einen Polsterfauteuil abwarf, wollte mich der Portier schon hinauskomplimentieren, aber ich kramte flugs – Un momento! – mein Hotel-Voucher aus der Umhängetasche; ich hatte ein Zimmer im voraus gebucht ... Das hatte ich mir so vorgestellt: Am Abend am Fenster oder auf dem Balkon zu sitzen, ein taubeschlagenes Glas Friulano in Reichweite – und das Treiben am Alten Hafen betrachtend sich in abgeklärten Gedanken zu ergehen ... Aber das Hotel hatte überhaupt keine Balkone, und mein Zimmer war an der Hinterseite, zur Altstadt gelegen, eine schmale Gasse führte unten vorbei, in der drei Restaurants der Mittelklasse situiert waren. Aus dem Fenster im zweiten Stock blickte ich auf eine Dachlandschaft, auf Wölbeziegdächer, Kamintürmchen in einem TV-Antennen-Wald ... Allabendlich, früh im Bett, nach meinen Lagunen-Exkursionen, mit der Dämmerung einschlafend, erlebte ich den sich wiederholenden Restaurantbetrieb, nach einem Blick hinunter auf die gedeckten Tische und die parat stehenden Kellner, auf die

vollen Teller und gefüllten Gläser, die schmausenden und zechenden Gäste; begleiteten die Düfte der Köstlichkeiten, deren Repertoire mir, ohne daß ich die Speisekarte studiert hätte, bald geläufig war, sowie die gleichtönenden Geselligkeitsgeräusche mein Abtauchen in die Dunkelgründe.

Statt der Fensterschau, statt meiner einsamen Balkonsitzungen, quasi als Zaungast des Lebens, wie ich sie vor der Reise geplant hatte, hockte ich, müde, angenehm erschöpft nach einem erfüllten Tag, Wind, Wasser, Schilf und Stroh noch im Kopf, die Augen voll Himmel, das Wiegen der Wellen, das Vibrieren der Schiffsplanken noch in den Nerven nachhallend, vor der Bar Al Porto, hundert Schritte von meinem Hotel entfernt, in einer Art Freiluftloge, nippte an einem Glas Mineralwasser und betrachtete das frühabendliche Treiben, die *commedia della vita*, ohne zu sonderlichen Gedanken hervorbringungen mehr fähig zu sein.

Mit der Großmutter war ich, seit dem fünften Lebensjahr, regelmäßig an die Obere Adria gefahren, mehrmals war auch die Mutter dabei. Der Vater ist nur einmal mitgefahren, ihm war vom Fischgeruch im Hafen schlecht geworden. Die Obere Adria war mein Kindheitsparadies; ich war der Fuchtel des Vaters, unter der sich die ganze Familie duckte, entkommen und brauchte nicht, wie in der Kleinstadt zwischen den Bergen, den Kopf in den Nacken zu kippen, um den Himmel zu sehen.

Schau, das Meer!, hatte die Großmutter gesagt, als wir mit dem Bus über den Ponte Girevole fuhr und ich zum erstenmal das Meer sah ... Schau, das Meer!, wiederholte ich jedesmal, wenn wir wieder ankamen.

Ein Privileg, in den Nachkriegsjahren an die Obere Adria fahren zu dürfen. Das Meer war für mich eine Spiegelung

des Himmels, ich lebte gleichsam zwischen zwei Himmeln, während des Aufenthalts in meinem Kindheitsparadies, zwischen dem oberen, zu dem ich aufblickte, und dem unteren, in dem ich badete.

Ich durfte den Fotoapparat der Großmutter tragen, den Riemen quer über den Oberkörper; beim Fotografieren hielt man das eckige Kästchen vor den Magen und blickte von oben in den Sucher – und drückte ab. Aus allen Schwarzweißfotos, die erhalten sind, lachen wir glücklich heraus: die Großmutter, die Mutter und ich.

Unser Urlaubsquartier, die Villa Brioni, wollte ich finden; die Angestellte im Touristen-Informationsbüro sah mich an wie einen Alien, als ich ihr sagte, daß ich vor knapp sechzig Jahren dort logiert hätte; ein Apartmenthaus soll sich heute dort befinden, die Villa Brioni soll es nicht mehr geben ... Aber der Strand, der Strand müßte doch noch zu finden sein, ein Strand kann nicht so leicht verschwinden. Es gibt ein Foto von mir und der Großmutter (im Bikini) am flachen Strand, im seichten Wasser (daß der italienische Fotograf mich aufgefordert hatte, so zu tun, als würde ich Muscheln aufklauben im Meer, zählt zu meinen frühesten Erinnerungen); die Silhouette des Urlaubsortes im Hintergrund, demnach müßte der Strand, unser Strand zu identifizieren sein ... Es war auch ein leichtes, den Strand zu finden, wenn es schon die Villa Brioni nicht mehr geben soll – die *Spiaggia* am Westrand. Da stand ich nun, in voller Reiseumtur, olivfarbener Parka, lange Hose, absichtlich hatte ich keine Badehose mitgenommen, da mein Aufenthalt nicht als biederer Badeurlaub gedacht war; es wurde schon heiß am Vormittag, da stand ich nun, am Rande des Strands, an dem ich als Kind glücklich war ... Ein Sandstrand wie viele andere an

der Oberen Adria? Wenige Badende bewegten sich zwischen den Liegestühlen und Sonnenschirmen, gingen über den Sand. Der Strand war derselbe, aber nicht mehr der gleiche, ich war derselbe, aber nicht mehr der gleiche. In der Früh hatte ich mich, mehr oder minder unfreiwillig, im Hotelbadezimmer im Ganzkörperspiegel betrachtet: nackt, wie die Mutter mich geboren hatte, vor soundso viel Jahren ... ganz weiß, wie ein »Topfenneger« (wie man in der Hauptschulzeit sagte), nur der Kopf sonnenverbrannt, eine große Marone ... Keine Spur mehr vom »Wohlgefallen am eigenen Körper«, welches Voraussetzung ist, den anderen zu gefallen. Ganz nackt, knochenbleich, ein alternder Mannskörper, offensichtlich, nicht zu leugnen, mit einer Kopf-Marone obenauf ... Und was sollten diese purpurnen geplatzen Äderchen, ein ganzes Nest davon, an der Innenseite der Knie? – Wie häßlich!

Ich schritt den Strand der Länge nach ab; an seiner Grenze, wo der Sand in Erde übergang, wuchs Strandhafer; ich pflückte ein paar Halme, einer wird den Transport in meiner Umhängetasche überstehen, ohne zerbröseln zu werden; er hängt vor mir, an der Pinnwand, jetzt, während ich dies schreibe, der Strandhafer aus dem Kindheitsparadies, zwischen den mit Stecknadeln aufgespießten Notizzetteln ... Ziemlich weit draußen, das Meer, ich hörte es rauschen, es erkannte mich wieder und grüßte mich, mit seinem sanften Rauschen und seinen, sich im flachen Sand verlaufenden Wellen; ich grüßte zurück – in meinem Innersten grüßte ich auch die Großmutter, die Mutter, ja auch den Vater, grüßte sie herzlich, hier, wo ich glücklich war.

Vor Jahren schon hatte ich mir vorgenommen, an die Obere Adria zu fahren, wenn die Mutter einmal nicht mehr sein sollte.

Nein, Sandburgen habe ich damals keine gebaut, vielmehr die Krabben beobachtet, wie sie seitwärts laufen unter Wasser und sich blitzschnell in eine Sandstaubwolke einhüllen ... Und der gerippte festgepreßte Sandboden, ein Relief der Wellen, erinnerte mich prompt an eine Waschrumpel, an die Waschküche im Elternhaus.

Das Herz der Altstadt bildet ein kleiner Platz, der eigentlich kein Platz ist; ich nenne ihn »Campiello ohne Namen«; er gilt als bloße Erweiterung der Calle Lunga, obwohl er eindeutig einen Platz darstellt: ein dunkles Viereck, einen schattigen Innenhof, in dessen Mitte ein mächtiger Maulbeerbaum steht, der diesen Freiluftraum vollkommen ausfüllt und beherrscht. Man fühlt sich wie auf dem Grund eines Brunnens, besonders an heißen Tagen ist es eine Wohltat für Körper und Seele, auf dem Campiello Zuflucht zu finden. Kaum ein Tourist verirrt sich hierher, es lockt auch kein einziges Lokal, hier, im innersten Altstadtzentrum, ausschließlich Einheimische wohnen in den umgebenden mehrstöckigen Häusern. Nicht einmal eine Bank zum Verweilen, die Anrainer wollen unter sich bleiben. Die ebenerdigen Wohnungen, von bescheidenem Ausmaß, münden auf den »Platz«, der quasi die Fortsetzung und luftige Erweiterung der Behausungen darstellt – einen Gemeinschaftsraum. Zwei alte Frauen, die auf der Schwelle ihrer offenen Küchentüre zusammensaßen, fragte ich nach dem Namen des Platzes. – Platz? Welcher Platz? – Und sie nannten den Namen der Gasse, die am »Campiello« vorbeiführt.

Wieder und wieder fuhr ich in die Lagune hinaus, ich konnte nicht genug kriegen vom übermächtigen Himmel, der sich über dem sich ständig verändernden Wasserspiegel

wölbte ... Die Erde bin ich los!, dachte ich bei Beginn jeder Ausfahrt, dem Schweben im Unermeßlichen, zwischen Wasser und Licht. Genaue Beobachtung hielt mich bei Sinnen, bewahrte mich, einen versprengten Erdling, eine vazierende Monade zwischen den Elementen, vor der Auflösung in der Alleinsamkeit.

Im Ostteil der Lagune werden aus den Schilfhütten auf den Inselchen kleine gemauerte Häuschen, allerdings auch mit einem strohgedeckten Spitzdach, oft umgeben von einem kleinen Wäldchen als Windschutz. Hier überwiegt überhaupt der Landanteil, die Barenen sind größer, üppiger bewachsen, während die westliche Lagune, durch die freie Wasserfläche mit den kleineren Inselchen, einen weiträumigen offeneren Eindruck macht.

Ein Kormoran auf einem Richtungspfahl spreitet zum Trocknen die Schwingen – eine Wappenvogelsilhouette.

Manche Landflecken sind so flach, bloß eine grün-braune Wiesenhaut auf dem Wasser ... dann mischen sich inschütteres Binsengras Schilf und Tamariskensträucher, und über dem Gebüschhorizont zeigen sich Kuppel und Campanile von *Barbana*.

Die weiße Marienstatue, Stufen, die ins Meer führen, das Glockenspiel ertönt; Erinnerung als Gegenwart. Eine starke Aura hat der Ort. Goldgelbes Licht im Inneren der Wallfahrtskirche. Die Wände sind mit Votivtafeln tapeziert, Danksagungen für Hilfe und Rettung durch die Heilige Madonna; die meisten Fotos und Zeichnungen zeigen zerfetzte Autowracks; auch zwei Motorradhelme und ein Gipsbein hängen dort.

Auf *Anfora*, in der Mitte zwischen Ost- und Westlagune, gab es früher ein kleines Fischerdorf, bestehend aus drei, vier, fünf gemauerten Häuschen, jetzt sitzt man in einem

rustikalen Gartenrestaurant, zwischen Himmel und Meer, und speist *rombo* ... Als der Steinbutt zur Begutachtung auf einem Silbertablett zu einem Nebentisch getragen wird, stehe ich auf, um das Prachtexemplar von knapp einem halben Meter Durchmesser in Augenschein zu nehmen; weitere Gäste, an den im weitläufigen Gastgarten verstreuten Tischen, tun es mir gleich, erheben sich und erweisen dem flachen Fisch auf dem flachen Teller ihre Reverenz. Als die Lagunendelikatesse, gebraten und gewürzt, serviert wird, um unter freiem Himmel in Riech- und Reichweite des Meeres verzehrt zu werden, wiederholt sich das Ritual.

Ertrunkene Wiesen, ertrinkendes Land. Auflösung, Vermischung der Elemente, ein Schweben im unermeßlichen Raum. Auf meinen manischen Lagunenexkursionen schien ich den Boden unter den Füßen zu verlieren, eine fatale Folge meines Mottos: Die Erde bin ich los!

Das »innere Diktat« setzte aus, die wörtliche Weltwahrnehmung versagte, zu der exakten Naturbetrachtung, die mich bei Sinn und Verstand gehalten hatte, war ich, innerlich aufgewühlt und gehetzt, nicht mehr fähig. Schon saß ich auf dem Schiff nach Triest, als ich, kurz vor dem Ablegen, von Bord flüchtete, weil mich die vom Wellengang über die Fußsohlen, übers Rückenmark ausgelösten Gehirnvibrationen (Echo der Nerven) in Angst zu versetzen drohten.

Die Drohung wurde nachts wahr, nachdem bei der täglichen Ausfahrt, die ich, wie immer, auf offenem Deck absolvierte, eine steife Brise meinen Kopf geknuppelt. Schmerzblitze durchzuckten den Schädelknochen. Ich erwachte schweißtriefend, wechselte die Wäsche, schluckte eine geringe Dosis Oxazepam ... Im Bewußtseinsdämmer, im

Halbschlaf, im Scheinschlaf versinkend, gleich einem Stück Land, welches das Meer verschlingt, einem Wiesenfleck, sah ich, tiefer und tiefer in schwarzer Wasserdüsternis, aus den Algenwiesen, den Tangwäldern, erkannte ich, zu meinem Schrecken, auf dem Lagunengrund DAS GESICHT DER MUTTER, medusenhaft, das Binsenhaar gestäubt, auftauchend aus den im Unterwasserwind wehenden Asphodelenwiesen ... Ich erwachte schweißnaß, schluckte noch eine geringe Dosis Oxazepam, wechselte wiederum die Wäsche. Rundum im Hotelzimmer hingen die schweißnassen Unterhemden und Pyjamaoberteile. Leintuch, Bettdecke und Polster waren feucht. »Nervenschwitzen« hat die Mutter diesen Angstnachtschweiß genannt.

Wieder sank ich auf den Lagunengrund. Wieder die Angstvision. Als ich hochschreckte – das Licht! Der erste Möwenschrei. Gerettet! Die Sonne verlieh der Dachlandschaft gegenüber einen aprikosenfarbenen Schein.

Gleich um die Ecke das Meer, in sanfter Dünung, als streichelten Fingerspitzen über die Wasserhaut; wohltuend kühl die Luft. Ein paar Schritte auf dem Lungomare. Etwas Feierliches hat dieses Gehen am Meer. Den Kopf lüften, nach dem nächtlichen Tauchgang ins Schwüle, Finstere, die letzten Reste der amphibischen Vision verflüchtigen sich in der leichten frischen Morgenbrise. *Buon mattino* heißt im Italienischen der frühe Morgen. Der gute Morgen. Heilsam ist solch ein Morgengang nach einer schlechten Nacht.

Doch der Portier war noch nicht auf dem Posten, wenn ich in aller Früh, im Gegensatz zu den Urlaubern und Langschläfern, das Hotel verließ – das weckte einen Verdacht; der Hotelchef fing mich bei meiner Rückkehr von einem Morgengang ab und fragte mich, ob es mir nicht

gutginge. In seiner Muttersprache gab ich ihm Bescheid, daß ich gewohnt sei, früh aufzustehen.

Außerdem war ich keineswegs der erste oder einzige auf dem Lungomare, am guten Morgen. Die Geher, die Läufer, die gesundheitsbewußten Senioren. Die ersten Schwimmer, die kleine spitze Lustschreie ausstoßen, wenn sie im kühlen flachen Wasser ein paar Tempi wagen.

Mia hatte ich mehrmals vergeblich anzurufen versucht, von einem öffentlichen Telefon aus; sich nicht zu melden, mich im ungewissen zappeln zu lassen – das war ihre Strafe für mein »ewiges Wegfahren«, wie sie es nannte.

Beim Essen in der Fischerkooperative, am Kanal, der vom Alten Hafen hinaus in die Lagune führt, wird einem die Speisekarte in Form eines gefalteten Papierschiffchens gereicht, das Brot in kleinen Stückchen im Papiersäckchen serviert.

Am Kai liegen die Fischkutter, nicht nur Netze voller Muscheln werden verladen, auch bündelweise kleine Haie. Als ich *boreto*, eine Gradeser Spezialität, bestelle und auf dem Teller die scheibenförmigen Fisch-Querschnitt-Stücke in fetter Soße liegen, wird mein »Verdacht« bestätigt – es ist *palombo*, Glatthai.

Hinausblickend vom Kanal in den wolkenlosen lichtblauen Himmel über der Lagune, denke ich, auch mein Innerstes sollte sich wieder öffnen ins Weite, ins Freie, wie sich der Kanal vom Alten Hafen in die Lagune, in den Himmel öffnet, sollte sich lösen können von den kreisenden Erinnerungen und die Assoziationsketten sprengen; aber wahrscheinlich sind solche Augenblicke nur gelegentliche Insel-Momente, die den Wunsch hervorrufen.

Das Gesicht der Mutter

Das Gesicht der Mutter, schrecklich-grau und aufgequollen. Die Lippen, geschwollen. Das Haar, gesträubt. Ich schlug das Tuch wieder zurück. Da lag die Mutter.

Die Ärztin, eine junge zarte dunkle Frau, war in den Vorraum der Intensivstation, wo Mia, die Schwester S. und ich warteten, gekommen und hatte, mich ansprechend, gesagt: Ich muß Ihnen leider eine schlechte Nachricht bringen ...

Wann?, fragte ich reflexartig. Die Ärztin wiederholte die Uhrzeit. In meinem Inneren war in dem Moment ein Fallbeil heruntergefallen. Kann ich sie sehen?, fragte ich weiter. Allein oder in ihrer Begleitung, wollte die Ärztin wissen. Ich bedeutete ihr, daß sie mitgehen solle, und sie blieb drinnen bei der Türe stehen, während ich mich in der schmalen engen Kammer an der Bahre vorbeizwängte, um das Gesicht der Mutter zu sehen. Meine Wahrnehmung war scharf und kühl. Aber, wieder draußen auf dem Korridor, als ich fragte, ob auch Mia und die Schwester S. die Mutter sehen könnten, versagte mir die Stimme und ich faßte, mein Gesicht abwendend, die zarte junge Frau leicht am Oberarm. Da hatte das Fallbeil mein Innerstes durchschnitten.

Da lag die Mutter in der Totenkammer.

Während mir das Gepäck, die Wertsachen und die Zahnprothese, gegen meine Unterschrift, von der Stationschwester ausgehändigt wurden, begannen Mia und die Schwester S., die noch im Vorraum warteten, mit der Ärztin zu disputieren. Hinter dem Rücken der Ärztin versuchte ich durch Gestikulieren und Grimassieren Mia und die Schwester S. zu bewegen, sich aus der Disputverstrickung zu lösen, um endlich die tote Mutter zu sehen. Meine Grinsgrimasse, ein Nervenreflex, vermutlich zum Selbstschutz, war die Fort-

setzung einer Wirklichkeitsverweigerung, die sich noch steigern sollte, wie ich schon am Vortag, als ich die Mutter dreimal in der Intensivstation besucht hatte, ihren Zustand, allen Anzeichen zum Trotz, nicht wahrhaben wollte. Die beiden rafften sich dann doch auf, und ich begleitete sie. Noch einmal schlug ich das grüne Tuch zurück und entblößte das Gesicht der Mutter.

Es gab ein kleines Gedränge in der engen Kammer, da der Zwischenraum zwischen Bahre und Wand kaum schulterbreit war. Diesmal berührte ich mit meinem rechten Handrücken die Mutter an der rechten Wange.

Anschließend, wieder im Vorraum, wollte die Schwester S. von der Ärztin unbedingt den Satz hören, ja erzwingen, daß die Mutter »friedlich eingeschlafen« sei. Das Herz macht tack-tack-tack, sagte die Ärztin und klopfte dabei rhythmisch mit dem Zeige- und Mittelfinger ihrer rechten Hand auf die linke Faust – und dann hört es auf!

Den Namen der zarten dunklen jungen Frau, auf dem aufgenähten Schildchen oberhalb der Brusttasche ihres Arztkittels, größtenteils verdeckt von Kugelschreibern und Stiften, den ich buchstabierte, als die Ärztin zum Abschied anbot, auch weiterhin für Auskünfte zur Verfügung zu stehen, werde ich nie vergessen.

Zum Zeitpunkt des Todes der Mutter saß ich nur hundert Meter Luftlinie entfernt, im Park, nachdem ich mich telefonisch erkundigt hatte; es ginge der Mutter gleich wie am Vortag, und ich war auf die Besuchszeit verwiesen worden. Zu dritt wollten wir die Mutter dann zu Mittag besuchen, sobald die Schwester S. aus dem Ennstal, Mia aus dem windischen Dorf, beide mit dem Zug, gekommen wären. Wir sollten um zwei Stunden zu spät kommen. Im Park zwischen dem Spital und dem gegenüber gelegenen

Bahnhof hatte ich gewartet, an diesem sonnigen heißen Julitag, während die Mutter starb. Erst in der letzten Stunde wäre es schlechter geworden, hatte die Ärztin gesagt. Am Vortag war ich in der Vaterstadt angekommen und hatte die Mutter dreimal besucht.

Im Atrium des Spitals saßen wir, Mia, die Schwester S. und ich, der Portier hatte uns die Telefonnummer des nächstgelegenen Bestattungsunternehmens gegeben, und warteten; die Chefin der Firma hatte sich bereit erklärt, uns mit dem Auto abzuholen.

Die Schwester S. erleichterte sich mit einem kurzen Aggressionsschub mir gegenüber, sie wolle mit dem Ganzen nichts mehr zu tun haben, für sie wäre die Sache erledigt, das Begräbnis ginge sie nichts an; diese Distanzierung hatte damit zu tun, daß sie seit zehn oder fünfzehn Jahren das Elternhaus nicht mehr betreten hatte, nicht mehr betreten hatte dürfen – aber nicht meinetwegen.

Die Anwürfe glitten an mir ab, stattdessen wandte ich mich, wartend auf die Bestatterin, an das Buffetfräulein, dessen kahlrasierter Kopf tätowiert und dessen Lippen, Nasenflügel, Zunge und Augenbrauen über und über mit silbernen Ringen geschmückt waren, um ein Glas Wasser und sagte zum erstenmal den Satz: Unsere Mutter ist gestorben! Es war der erste, noch ohnmächtige Versuch, den Tod der Mutter in Worte zu fassen, entsprechend einer Wirklichkeitswerdung durch Wortwerdung, das Unfaßbare zu fassen.

Als die Dame von der Bestattung kam, bugsierte ich das schwere Gepäck der Mutter in den Kofferraum des Autos; die Schwester R., die andere, jüngere Schwester, die mit der Mutter unter einem Dach wohnte, hatte eine Menge, ausreichend für eine mehrwöchige Weltreise, zusammengepackt.

Im Vorbeifahren hielten wir auf der Hauptstraße vor dem Elternhaus; ich besaß noch den Haustorschlüssel, es war der Schlüssel, den der Vater gehabt hatte, zeit seines Lebens. Als ich aufsperrte, um die Gepäckstücke aus dem Kofferraum des Autos heraus in das Elternhaus hineinzuwuchten, stand die Schwester R., die vom Spital verständigt worden sein dürfte, im Vorhaus – und begann zu schimpfen und zu schreien. Ich ließ die Ausbrüche der Schwester R., mochten sie auch Hilferufe sein, an mir abgleiten. Nichts wie weg! Rasch sprang ich über die hohe Stufe der Haustüre wieder hinaus auf die Straße, ins Auto der Bestatterin hinein. Wie auf der Flucht. Als hätte ich Diebsgut oder Schmuggelware loswerden wollen. Dabei waren es die letzten Habseligkeiten der Mutter, die heimkehrten an ihrer Statt.

Das Büro der Bestattungsfirma befand sich in einem Einkaufszentrum, wenige Kilometer entfernt, knapp nach der Einmündung des Paltentals, in dem die Vaterstadt lag, in das Ennstal. Auf dem Beifahrersitz sitzend, konnte ich meinen Blick kaum lösen von den nackten Beinen der Bestattungsdame, die einen extrem starken erotischen Reiz ausübten. Im Büro erlebte Mia einen Energieschub und riß die Initiative bei der Erledigung der praktischen Dinge an sich; sie bestimmte, daß der »Trauergottesdienst« in »Seelenmesse« umbenannt wurde. Als die Kostenfrage gestellt wurde, kam ich doch zu Wort. Die Schwester S. stellte sofort klar, daß sie keinen Groschen übrig hätte. Die Mutter selbst hatte, wie zu vermuten war, nicht für ihr Begräbnis vorgesorgt. Ich würde meine Ersparnisse verbrauchen müssen, was für mich kein Anlaß zur Überlegung, keine Frage war, aber ein Erdbeigräbnis war zu teuer, doppelt so teuer wie eine Urnenbestattung. Sieht eine Urnenbestattung nicht armselig aus?, fragte ich die Bestattungsdame. Nein. Also Urnenbestattung, mit

einer Schmuckurne, da die bloße Blechbüchse, die wir uns zeigen ließen, allzu nüchtern anmutete. Das ist *ihr* Blau, wird die Enkelin C. über die amethystfarbene Schmuckurne ihrer Oma sagen. Auch ein Totenhemd, mit einer schwarzen Schleife am Kragen, ließen wir uns zeigen, da sich die Schwester R. zunächst geweigert hatte, ein letztes Gewand für die Mutter bereitzustellen; erst als das Totenhemd bereits auf die Rechnung gesetzt war, rückte sie mit Mutters Kleidern heraus. Und beim Sarg entschieden wir uns für Fichte – rundum der Fichtenwald, gesprenkelt von Lärchen, an beiden Seiten des Tales, rund um die Vaterstadt, die tausendjährige Bergstadt, vom Bürgerwald bis hinauf auf die Alm, die Globocken-Alm, wo der Großvater, der Vater der Mutter, die Schutzhütte bauen hat lassen, wo die Mutter, nach dem frühen Tod des Vaters, wieder Lebensmut faßte und Lebensfreude gefunden hatte, Fichten bis hinauf zum Latschengürtel, zur Baumgrenze am Stein-am-Mandl, dem Hausberg, wo die zählbaren Zirben stehen ... Nicht über die Begräbniskosten, vielmehr über den Unterschied zwischen Erdbestattung und Urnenbeisetzung sollte ich mir in nächster Zeit, ohne zu einer für mich akzeptablen Schlußfolgerung zu gelangen, den Kopf zerbrechen.

Das Büro der Bestattungsfirma befand sich unmittelbar an den Bahngleisen gegenüber der Bahnstation, am Rande des Einkaufszentrums, welches ein chaotisches Architektur-Konglomerat aus Geschäften und Lokalen, rund um ein Bauerndorf, bestehend aus Kirchlein, Kirchenwirt und ein paar Gehöften, den historischen Ortskern überwuchernd, zum einzigen Zweck des Kaufens und Konsumierens darstellte.

Mia hatte am Nachmittag einen Termin in der Augenklinik in der Landeshauptstadt. Ein Gesichtsfeldausfall, des-

sen Ursache noch nicht geklärt werden konnte, war bei ihr festgestellt worden. Eine komplizierte Untersuchung war dringend nötig.

Über die Geleise gingen wir zur Bahnstation, nachdem wir uns von der Schwester S. verabschiedet hatten, und stiegen in den nächsten Schnellzug. Bald fuhren wir, ohne zu halten, am Spital der Vaterstadt vorbei, wo wir vor zwei Stunden im Atrium auf die Bestatterin gewartet hatten, wo die Mutter in der Totenkammer lag, wo sie vor vier Stunden noch am Leben gewesen war ...

Viel zu rasch haben wir die Mutter verlassen. Am Vortag hatte ich die Mutter, als sie noch am Leben war, überstürzt verlassen, weil plötzlich die Schwester R. in der Intensivstation aufgetaucht war. Jetzt habe ich die tote Mutter zu rasch verlassen.

Lieber wäre ich allein gewesen, nicht verheddert in Verwandtschaftsturbulenzen; wie damals die Mutter und ich das endgültige »Weggehen« des Vaters erlebt haben: einander, wegen der durch das existentielle Ereignis bis zur Zerbrechlichkeit gesteigerten Zartheit, mit äußerster Sensibilität schonend, jeder in seiner gläsern gewordenen Einsamkeit, nachdem wir, einander auf diese Weise beistehend, zu zweit alles ertragen und erledigt hatten.

Aber wäre es nicht zu schwer für mich gewesen, das Unfaßbare so prompt und plötzlich zu fassen, hatten mir nicht die Verwandtschaftsturbulenzen die Wahrnehmungsverweigerung erleichtert?

Mia nahm meine Hände in ihre Hände, als wir, ohne zu halten, am Spital der Vaterstadt vorbeifuhren, wo die Mutter in der engen Kammer unter dem grünen Tuch lag, allein, viel zu rasch verlassen, auf der Jagd von einem Ort, von einem Termin zum anderen.